



Männerfang.

Von Ludwig Eys.

Mister Absalon Corner aus Chicago war nach Europa gegangen, weil es ihm in Amerika zu trocken geworden war. Miß Mabel, seine Tochter, hatte ihn begleitet, weil sie unter allen Umständen einen Mann haben wollte. Und Mister White, den berühmten Chicagoer Detektiv, hatten die beiden mitgenommen, weil sie der Meinung waren, ihn in Europa gut gebrauchen zu können. Insbesondere in Germany, denn Mister White hieß eigentlich Weiß und war in Kattowitz geboren. Außerdem erzählte er ausgesprochen Wiße.

Die drei befanden sich also seit einigen Wochen in einem berühmten Südschweizer Badeort. Mister Absalon Corner trank, Miß Mabel sah nach einem Mann aus. Und Mister White beobachtete. Am meisten Erfolg hatte Mister Corner. Seine Tochter hatte es noch zu keinem richtigen Flirt gebracht, wenigstens zu keinem ausschweifenden. Das kam vielleicht daher, daß Miß Mabel gerade nicht eine Schönheit war; jedenfalls nicht das, was wir unter einem American Girl verstehen. Und weil man außerdem nicht wußte, wie groß ihres Vaters Scheibuch war. Allerdings: in den letzten Tagen hatte sich ein ganz respektabler junger Mann einigermaßen um Miß Mabel bemüht und sogar wiederholt mit ihr getanzt. Aber dieser junge Mann war als ein ganz gewöhnlicher Dr. Ludwig Fuhrländer aus Berlin im Fremdenbuch eingetragen, und das ließ die innigeren Gefühle Miß Mabels längere Zeit nicht zur Blüte gelangen. Es kam jedoch kein anderer, der sich lebhafter um Miß Mabel bekümmert hätte, und eines Tages war sie so weit, daß sie zu ihrem Vater Absalon sagte: „Dieser Dr. Fuhrländer oder keiner!“

Mister Absalon erschrak, denn er kannte seine Tochter. Er ging zu Mister White, der eben im Hotelpark spazieren ging und die Fußspuren auf dem Kiesweg beobachtete. „Denk dir, Bill,“ sagte er, „Mabel will den Berliner heiraten, diesen Privatgelehrten. Ich bin außer mir!“ — „Unmöglich,“ sagte Mister White und spudete energisch aus. „Mann ist kein Berliner. Kein Privatgelehrter, Mann ist internationaler Hoteldieb. Heißt auch nicht Fuhrländer, heißt Theophile Dubois. Markiert hier nur den Bescheidenen, um unerkannt zu bleiben.“

Mister Absalon sagte das seiner Tochter. „Du kannst ihn nicht heiraten, Mabel. Bedenke: ein Hoteldieb!“ — „Warum nicht, Abby? Ich finde, gerade! Er wird sich unter deinen Geschäftsfreunden in Chicago durchaus zu Hause fühlen!“ — „Aber bedenke doch, Mabel, ein Mann, der stiehlt!“ — „Lieber Papp: er wird in-deinen Konzerten eintreten, und da wird das gar nicht auffallen!“ Wenn Miß Mabel „Lieber Papp“ sagte, dann wußte Mister Absalon Corner, daß nichts zu machen war. Er ging also wieder zu Mister White und beratschlagte mit ihm, auf welche Weise dieser angeblühte Dr. Fuhrländer aus Berlin dazu zu bringen wäre, Miß Mabel Corner aus Chicago zu heiraten.

„Auf dem gewöhnlichen Wege nie!“ erklärte Mister White. „Ein Theophile Dubois verheiratet sich nicht, auch nicht um Millionen. Man muß ihn zwingen. Aber ich mache dich darauf aufmerksam, Abby, er wird ein unangenehmer Schwiegersohn sein.“ Mister Corner seufzte, aber das nützte nichts. Auch der Alkohol wollte erst nichts nützen, wenigstens nicht bei Mister Corner. Mister White regte er an, und bei der fünften Flasche Whisky ohne Soda entwarf der berühmte Detektiv einen grandiosen Plan. „Er wird dir ein unangenehmer Schwiegersohn werden, Abby, denn er versteht das Geschäft noch besser als du. Aber wenn du schon willst —! Raubtiere fängt man in Fallen, wie du weißt. Dieser Mann ist ein Raubtier. Die Falle ist das Zimmer deiner Tochter. Nur — nimm es mir nicht übel, Abby! — als Köder ist Miß Abel nicht zu gebrauchen. Darauf beißt er nicht an. Aber deine Tochter hat für eine Million Dollar Diamanten bei sich. Die muß man ihm zeigen. Und wenn er dabei ist, sie zu stehlen, wird er gefchnappt. Und zwar von Miß Mabel — die wird fertig mit ihm. Dann muß er sie heiraten.“

Am anderen Abend ereignete sich folgendes: Miß Mabel hatte ihren ganzen Kriegsschmuck angelegt. Im Wert von einer Million Dollar. Sie tanzte ausschließlich mit dem Privatgelehrten Dr. Fuhrländer aus Berlin und verfehlte nicht, ihn auf die Echtheit ihres Schmuckes ganz besonders aufmerksam zu machen. Dr. Fuhrländer schien begeistert. Als es auf Mitternacht

ging, äußerte Mabel ihrem Vater gegenüber — so daß Dr. Fuhrländer es deutlich genug hören mußte — den Wunsch, noch ein wenig spazieren zu fahren. Der Vater war gern einverstanden, Miß Mabel sollte nur ihren Schmuck erst ablegen. Auch das mußte Dr. Fuhrländer hören. Miß Mabel entfernte sich also auf ein paar Minuten, kam ohne Diamanten zurück und ging mit ihrem Vater und Mister White weg. Gleich darauf hörte Dr. Fuhrländer den schweren Wagen Mister Corners abfahren.

Und nun vollzog sich alles plangemäß. Miß Mabel war durch eine Hintertür in ihre Appartements zurückgekehrt und wartete im Badezimmer. Mister Corner und Mister White standen im Garten und beobachteten eifrig den Balkon im ersten Stock und die offenstehenden Fenster des Schlafzimmers von Miß Mabel. Wichtig: Nach einer Viertelstunde ungefähr bewegte sich auf dem Balkon ein Schatten; er kam von dem Zimmer Dr. Fuhrländers und bewegte sich langsam in der Richtung des Zimmers von Miß Mabel. Und verschwand im Fenster. Mister White wartete noch ein paar Sekunden, bis das Licht in dem Schlafzimmer aufjuckte, dann sagte er zu Mister Corner: „Jetzt ist Miß Mabel bereits in Aktion. Geh segnen, Abby!“

Dr. Fuhrländer war kaum in das offene Fenster eingestiegen, als sich die Badezimmertür öffnete und Miß Mabel heransirat. Sie knipste das Licht ein, sah den Eindringling stehen und stieß einen wohl vorbereiteten kurzen Schrei aus. Auf dem Bett lag der ganze Diamantenschmuck. Dr. Fuhrländer stand, ohne sich zu rühren; er war totenbläß geworden. „Was tun Sie hier? Wie konnten Sie...?“ — „Miß Mabel — ich bitte tausendmal um Verzeihung... ich... ich...“ — „Mein Herr, Ihre Anwesenheit kompromittiert mich aufs äußerste...“ Dr. Fuhrländer wich bis ans Fenster zurück — im Garten sah er, im vollen Mondlicht, Mister White stehen. Plötzlich ging die Vorzimmertür auf, und Mister Absalon Corner trat herein. Er erstarrte zu Stein, als er Dr. Fuhrländer im Zimmer stehen sah. Miß Mabel fiel in Ohnmacht. „Wollen Sie mir sagen, was das bedeutet?“ rief Mister Corner drohend. „Mein Ruf ist vernichtet,“ ächzte Miß Mabel aus ihrer

Ohnmacht heraus. Da trat Dr. Fuhrländer vor den Weizenmann aus Chicago und sagte mit gebrochener Stimme: „Mister Corner, ich bitte Sie um die Hand Ihrer Tochter.“

In der aller kürzesten Frist wurde Doktor Fuhrländer mit Miss Mabel verheiratet. Ein glückliches Brautpaar. Als sie zum erstenmal allein waren, sagte die neugebaltene Mrs. Fuhrländer mit holdstem Lächeln: „Geliebter — ich weiß alles! Ich weiß, daß du nicht Fuhrländer heißt, sondern Theophile Dubois. Ich weiß, daß du ein berühmter internationaler Hoteldieb bist. Ich weiß, daß du es in meinem Schlafzimmer auf die Diamanten abgesehen hastest. Aber ich liebe dich!“ Dr. Fuhrländer machte ein unbeschreibliches Schafsgesicht. Mit Hilfe dieses Schafsgesichtes gelang es ihm, Mrs. Fuhrländer davon zu überzeugen, daß sie den Namen Fuhrländer zu Recht führte. Ferner, daß ihr Mann wirklich Privatgelehrter war. Und drittens, daß er bei seinem Eindringen in ihr Schlafzimmer die Absicht gehabt hatte, ein tiefempfundenes Gedicht auf ihr Kopfkissen zu legen.

Als Mrs. Fuhrländer dieses Gedicht auch noch gelesen hatte, fiel sie in eine wirkliche Ohnmacht. Und als sie daraus erwachte, leitete sie die Scheidungsfrage ein.

Frauen erobern die Welt.

Tapfere moderne Frauen erzählen von ihren mannigfachen Fahrten und Abenteuern in fernen Ländern in einer Reihe kurzer Aufsätze, die im Novemberheft von Scharis Magazin veröffentlicht werden. Friedel Spada hat eine Asienexpedition auf dem Brahmaputra unternommen, bei der sie auf dem Wege nach der Grenze von Tibet den wilden Stamm der Abor aufsuchte. „Mit Flinte und Lippenstift“ lautet der bezeichnende Titel ihres Buches. Die Abor, die sie nach langen Dschungelmärschen erreichte, hatten noch nie eine weiße Frau gesehen. Zuerst hielten sie sie für einen „Doktor-Sahb“, dann für einen weißen Zauberer, schließlich für die alte Queen von England, aber sie benahmten sich durchaus nicht feindselig gegen sie. Der Rückweg zu Fuß von Assam nach Birma führte die kühne Reisende in das Gebiet von Kopffägern. Auch Nya Berger erschien als erste weiße Frau in der afrikanischen Wildnis bei den Wasai, und die Regenerinnen kamen in Scharen, um sie und ihr langes Haar, namentlich aber ihre weiße Haut zu betrachten und zu befühlen. Als treue Helferin begleitete die Wienerin Emmy Bernagil ihren Mann auf seinen Expeditionen in Portugiesisch-Westafrika. Sie hebt hervor, daß bei dieser Zusammenarbeit der Geschlechtsunterschied wenig betont werden dürfe, wenn es darauf ankomme, viele Monate hindurch in weit-entrückten Gegenden im Zelt zu hausen, die Nacht oft mitten im Busch zu verbringen und alle Arbeit, alle Unbequemlichkeiten und Gefahren als einzige Frau mit den Männern zu teilen. Sie führt die Expeditionstagebücher, kriecht in den Hütten der Eingeborenen herum und sucht nach Zeichnungen, Malereien und Verzierungen, um sie in ihrem Skizzenbuch festzuhalten; sie stellt auch die Dorf- und Hauspläne her. Da sie in praktischen Männerkleidern einhergeht, wurde sie selten als Frau erkannt, oft war es aber gerade gut, sie als Frau vorzustellen, da sie nur auf diese Weise das Vertrauen der eingeborenen Frauen und Kinder erwecken und viel Wissenswertes von ihnen erfahren konnte. Auch Foti Steinhardt hat seit 1929 mit ihrem Mann, dem

Silbestertraum.

Die letzte Stunde eines lebensmüden Jähres.

Ein Schlag der Uhr, beachteter als sonst, füllte Karl Perys Arbeitszimmer mit leise verzitterndem Klang, und wieder tickte die gleichgültige Monotonie des Pendels: Sinnlos. Sinnlos. Sinnlos. Sinnlos...

„Lächerlich sinnlos!“ rief nach einer Weile Dr. Pery sich aus der Trostlosigkeit erinnerungsgequälter Gedankenfetzen frei. „Wahnte man wenigstens, ob eine Pistolenkugel tatsächlich das Ende bedeutet — aber nicht einmal das kann man mit dieser albernen Vernunftsfunzel erkennen!“ Höhnisch und bitter musterte er die Bücherreihen seiner Bibliothek. Tausende von Bänden, in denen er viele Jahre, kostbare Jahre, „die Wahrheit“, Deutung und Sinn seines Lebens gesucht hatte. Bis er schließlich, ausgebrannt vom Fieber fruchtlosen Denkens, merkte, daß aus ihnen nur der widerspruchsbolle Wahnsinn einer verpuschten Welt ihm entgegengrinste. Da hörte er auf, nach dem Sinn seines Lebens zu grübeln, allmählich glitt er hinab in die freundleeren Tiefen eines nutzlosen Daseins.

Heiß war es im Zimmer.

Pery schaltete die Heizung aus und öffnete ein Fenster. Eilige Betrunkene grölten schon ihre verfrühten Alkoholektasen in die Nacht. In jähem Entschluß fuhr Pery in die Stadt.

Teilnahmslos beobachtend, schlenderte er durch das Frost-Neujahr-Lärmen in den Straßen.

Im Wartesaal des Hauptbahnhofs kaufte er Zigaretten. Als er auf den Querbahnsteig trat, hat ihn ein heruntergekommener Mensch um Feuer für seinen Zigarrenstummel. Pery wunderte sich, daß man ein so winziges Zigarrenrestchen noch anzünde, und daß jener Mensch so traurige Augen hatte, als würde mit seiner Seele der Trogdä die letzte Aste gespielt. Darum fragte er, Selbstironie gab seiner Stimme einen fast feindseligen Klang: „Sie sind wohl auch nicht in der erforderlichen Neujahrstimmung?“

„Ich habe Hunger!“ antwortete der Obdachlose.

Pery gab ihm Geld und entfloß verwirrt, hastig den verblüfften Danksworten des anderen.

bekanntem Forscher und Afrikajäger, den schwarzen Erdteil auf vielen Fahrten durchzogen. „Lange Monate“, erzählt sie, „sind wir kreuz und quer durch Afrikas Weiten gezogen, durch seine Steppen, seine Urwälder, haben uns mit dem Auto durch dichtestes Forst gekämpft, mit Trägertolonnen unbekanntes Bergleitend durchforstet und mit dem Einbaum Flüsse überquert, in deren trüben Wassern Krokodile und Flußpferd lauerten. Mensch und Tier der Wildnis haben wir mit der Kamera gejagt, und in Abenteuern mit afrikanischem Großwild sprach die Pflanze das letzte Wort. Glutheiße Tage und eiskalte Nächte brachten manche Strapazen, manche kritische Situation, aber die unsagbare Fülle des Erlebens, die Schönheiten und Seltsamkeiten der fremden Welt ließen uns alle Anstrengungen und Gefahren vergessen. Als erste weiße Frau bis zum französischen Sudan und zwar im Dienste des Films, ist Meg Gehris-Schomburgk gekommen. Schon 1913 war sie mit Hans Schomburgk nach Tojo gereist, um Kulturfilme zu drehen und auch Spielfilme mit Schwarzen als Darstellern. 1924 unternahm sie eine

Hunger.

Und Dr. Karl Pery trank in seiner Bar, zwischen den Potpourris einer Jazzkapelle, eine Flasche Schwedenpunsch. — — —

Als er am nächsten Morgen mit dumpfschmerzenden Schlädel erwachte, erinnerte er sich noch an Bruchstücke eines Traumes, den der Alkohol durch seinen Schlaf geheilt hatte. Ein Traum, wie die meisten, erfüllt von bizarren Bildern, hinter denen eine Vernunft sich verbirgt:

Unheimlich hoch wölbte sich eine gewaltige Halle, durchsummt von rotgelben Lichtern, und von der Stuppel herab rieselte hilflose Angst und schließlich bang durch die törichte Leere der Halle.

Dann waren unsagbar plötzlich zahllose Menschen da. Unmöglich viele. Fremdartige Gewänder fremder Länder oder längstverflorjener Jahrhunderte.

Würde war ihr weisevolles Schweigen.

Auf einmal wußte Pery, daß jene Leute die geist- und sprachgewaltigen Denker aller Völker und Zeiten waren, die großen, weltweisen Briefster der Philosophie. Manche erkannte er nun wieder.

Dann begannen sie zu reden. Von der Wahrheit sprachen sie, von Sinn und Wert des Lebens und von den höchsten Gütern.

Anfangs war sehr gut, ihren hehren Worten lauschen.

Aber jeder von ihnen wußte eine andere Wahrheit.

Und so sängen sie an, miteinander zu streiten...

Bis zuletzt der Lärm eines Irrenhauses durch die hohe Halle tobte, die Stuppel bog sich vor Lachen, und andauernd verlosch das Licht.

Die Philosophen aber prügelten sich und sprachen vom Sinn und von der Wahrheit...

Plötzlich zerstob die erschütternde Lächerlichkeit, alles Licht verlosch.

Jegendwo fern in der Nacht rief eine Stimme: „Ich habe Hunger!“

„Hunger!“ echote schaurig die Stuppel...

Bruno Vogel.

zweite Filmexpedition nach Sibiria. Eine Pilgerfahrt nach der verbotenen Stadt des Daila Lama unternahm als erste weiße Frau Alexandra David-Neel, die lange Jahre in Tibet lebte, um Glauben und Mystik der Bewohner zu erforschen. Von ihrer bewundernswerten Leistung legen zwei Bücher: Arjopa, und: Heilige und Hexer, beredtes Zeugnis ab. Ein Bild aus dem ersten Buche zeigte die kühne Forscherin in ihrer tibetanischen Einfielerei in 4000 Meter Höhe.

Wortgleichungen.

In der deutschen Sprache gibt es mehrere Wortgleichungen — Wörter, die, von vorn wie von rückwärts gelesen, dieselbe Bedeutung haben. Besonders auffallend sind Rentner und Reittier; weniger fallen auf den ersten Blick die Worte Markkram und Reliespfeiler auf. Der Höhepunkt dieser Wortgleichungen ist zweifellos der seltene Fall, daß zwei Wörter von vortwärts und rückwärts gleichbedeutend sind, wie E g a l e L a g e.

Sechs Jungens tippeln nach Indien.

Das ist, obwohl doch der Weg dahin etwas länglich ist, buchstäblich geschehen. Sechs deutsche Jungens, der Schulbank noch nicht entwachsen, machten sich eines Tages auf, um — nach Indien zu tippeln. Und das Unternehmen gelang! Mit einer wohlgeputzten Geldbörse ausgestattet und auf den geübten Touristenwegen ist eine Indienfahrt immerhin noch ein bemerkenswertes Erlebnis, aber nichts Außergewöhnliches mehr. So bequem hatten es die sechs Jungens nicht, die ausbrachen, um den Balkan, den Kaukasus, Persien und Indien zu durchwandern. Ohne entsprechende Reisefasse und im wesentlichen auf Fußmärsche angewiesen, gehört schon eine gehörige Portion von Wagemut, Tatkraft und kindlichem Vertrauen zu sich selbst dazu, um ein solches Wagnis zu unternehmen, schon deshalb, weil es meist durch Länder tippeln hieß, von deren Sprache die jugendlichen Reisenden keine Ahnung hatten. So zogen sie denn los, überquerten unter manchen Abenteuern den Kaukasus, waren in den Klöstern des Berges Athos zu Gast, erlebten Persien und gelangten richtig bis nach Indien, wo sie nicht verschleht, Ohandi sich vorzustellen. Ueber Russland ging es dann heim, wo sie mit Erinnerungen und mit zahlreichen geknipsten Photos beladen glücklich ankamen. Einer der sechs, Hans Queling, hat nun über diese Tippelfahrt ein entzückendes, lustiges und vergnügliches Buch geschrieben („Sechs Jungens tippeln nach Indien“, Sojietäts-Verlag, Frankfurt am Main, Preis M. 3.60), in dem frisch und lebendig die vielen bunten Erlebnisse, welche die Jungens auf ihrer Reise zu überstehen hatten, erzählt werden. Im nachstehenden geben wir aus dem Buche mit Erlaubnis des Verlages eine kleine Probe:

Wie die Welt doch ganz anders aussieht, wenn es regnet. Trübe spiegeln sich die Schaufenster und die Bogenlampen in dem glatten Asphalt. Die Leute auf der Straße laufen schnell an uns vorüber, fest in ihre Regenmäntel gehüllt. Nur dann und wann wirft uns jemand einen kurzen Blick zu. Am längsten bleibt er immer an unsern kurzen Hosen haften und an den vor Kälte schlatternden Knien.

„Ich glaube, wir müssen uns bald eine Bleibe suchen für die Nacht!“, sagt Fred.

Wir bleiben stehen und überlegen. Es ist schwer, in der Großstadt etwas zu finden, wo man pennen kann.

Ein Polizist kommt näher. „Na, ihr Buben, was macht ihr denn da?“

„Tsch, wir würden gerne schlafen gehen, wenn wir nur wüßten, wo. Wir dachten schon mal, hier unter der Latrine, da ist es am wärmsten.“

„Rein, das ist hier nichts. Aber ich weiß ein gutes Plätzchen dafür. Kommt mal mit.“

Er führt uns durch viele Straßen und bleibt schließlich vor einem großen Gebäude stehen. Ein riesiges eisernes Tor geht auf. Dann geht wir durch lange Gänge und auf einmal öffnet er eine Tür mit einem kleinen Guckloch. Wir treten in ein Zimmer mit vielen Betten.

„So, hier könnt ihr euch auschlafen. Gute Nacht!“ Er geht wieder hinaus und schließt die Tür hinter sich zu.

Wir leben uns um. Kahle Wände, vergitterte Fenster, buntgewürfelte Betten...

„Du, Fred, ich glaube, wir sind eingesperrt!“

„Ja, das scheint hier ein richtiges Gefängnis zu sein. Mir gefällt's auch nicht hier.“

„Seid doch froh, daß ihr eine Bleibe gefunden habt“, schallt eine Stimme aus dem Dunkeln. Ein braunes Gesicht lacht uns an.

„Nanu, wie kommst du denn hierher?“

„Wohl auf dieselbe Weise wie ihr. Ohne Geld auf Reisen, wo soll man da bleiben über Nacht... Uebrigens, ich bin nicht der einzige. Da drüben ist noch einer, aber er schläft schon.“

Richtig. Ein braunes Haarbüschel lugt unter der blauen Bettdecke hervor. Und ein Paar entsetzlich zerrissene Stiefel, ohne Absätze und nur noch mit halben Sohlen, liegen unter dem Bett... Plötzlich knarrt der Schlüssel wieder im Schloß. Die Tür geht auf.

„So, hier ist das Hotel für Indienreisende, junger Mann.“

„Na, dann bin ich ja richtig. Gute Nacht, Herr Wachtmeister.“

Der „junge Mann“ zieht eine Saute unter dem tiefend nassen Mantel hervor und hängt sie sorgfältig an einem Bettposten auf.

„Schönen guten Abend“, er reicht jedem von uns die Hand. „Ich heiße Max Komisch, wie schnell man doch ins Bettchen kommen kann. Gehe ich da ganz friedlich durch die Straße, mich friert sehr bei dem Regen und ich denke mir aus, wie schön es doch jetzt in Afrika oder in Indien ist, denn da ist es doch immer warm. Und überlege mir, ob ich nicht mal dahin tippeln soll. Auf einmal steht die Polizei vor mir. „Wo wollen Sie hin?“ Da habe ich natürlich gesagt: „Nach Indien.“ Aber da hätten ihr den guten Mann mal sehen sollen. „Ich will dir helfen, nachts auf der Straße herumlungern und die Leute verulken...“

„Nach Indien willst du?“ Ein kleiner Junge in einem zerrissenen Nachthemd mit riesigen kaputtten Schuhen an den Füßen schlürft durch die Simbe und setzt sich neben Max aufs Bett. „Aha, die braune Tode ist lebendig geworden...“

„Ja, und du?“

„Ich? Weiß ich noch nicht. Auf jeden Fall weit weg, die ganze Welt ansehen.“

„Mit den kaputtten Latschern? Da kommst du aber nicht weit.“

Der Junge bezieht sich sein Stiefel, aus denen die Fehen vorne neugierig herausgucken.

„Oh, dann geh' ich einfach mit euch, wenn wir zusammen losgingen: ich habe eine Saute, und du hast eine Geige, wir machen unterwegs Musik und ihr müßt dazu singen. Meint ihr nicht, daß wir uns glänzend durchschlagen können nach Indien? Wir sechs Mann?“

„So, jetzt aber ins Bett, Buben, es ist höchste Zeit!“ Jemand klopft an die Tür. „Ich zähle bis drei, und dann mache ich's Licht aus...“

Wir sind alle zusammen weitergegangen. Jetzt sind wir in einem kleinen Städtchen an der Donau und warten auf den Dampfer, der uns den Fluß hinunter bringen soll.

Wir finden wirklich, weshalb sollen wir nicht nach Indien tippeln? Es reisen doch so viele Leute nach Indien, weshalb sollen wir es nicht fertig bringen? Klar, wir werden das schon schaffen.

Eben haben wir uns eine Weltkarte gekauft und studieren den Weg, den wir tippeln müssen. Ein alter Mann sieht uns zu.

„Na, ihr Buben, wo wollt ihr denn hin?“

„Nach Indien.“

„So, so, nach Wien. Na, da habt ihr aber noch ein gutes Stück zu tippeln.“

„Rein, nach Indien wollen wir, sehen Sie, zuerst geht's die Donau hinunter, dann laufen

wir zu Fuß durch den Balkan nach Konstantinopel, wissen Sie, die große Stadt am Goldenen Horn, dann geht's über das Schwarze Meer hinüber nach dem Kaukasus...“ Fred redet sich richtig in Eifer und der alte Mann nickt beifällig mit dem Kopfe, während er die Hand hinter's Ohr legt, um besser zuhören zu können. „Und dann fahren wir nach Persien... ja, wie's weitergeht, das wissen wir noch nicht recht...“

„So, so. Also nach Wien wollt ihr. Mein Sohn ist nämlich auch in Wien. Na, denn gute Reise.“

Der Dampfer kommt. Benner schlägt vor, so weit mit ihr zu fahren, wie wir Geld haben. Aber Fred meint, wir sollten Peter zuerst ein Paar neue Schuhe kaufen, er hätte es bitter nötig.

„Ach was, die Schuhe sind ja noch tadellos. Da wo die Sohlen fehlen, nagle ich mir gelegentlich mal 'nen Stück Flech drunter.“

Aber wir weigern uns, ihn auf den kaputtten Latschern mit nach Indien zu nehmen. Da gibt er klein bei.

Wir leeren unsere Taschen und legen alles Geld auf einen Haufen. Es kommt wirklich noch so viel heraus, daß Peter sich ein Paar neue Schuhe kaufen kann. Dann ziehen wir zu dreien zur Stadt, um das wichtige Geschäft zu besorgen.

Einkaufen gehen ist eine feine Sache. Wir sehen uns die Schaufenster mit all den schönen Sachen an. „Das könnte ich jetzt alles kaufen, wenn ich nur wollte“, schnattert Peter dabei, „denn ich hab ja all euer Geld in der Tasche. Die Schokolade hier, die Abenteuerbücher, die Fußballschuhe... Und da steht ja sogar eine Trompete. So eine mühten wir haben! Denn dann könnte ich Trompete blasen, wenn ihr andern singt, das würde sicher herrlich zusammenklingen. Will doch mal fragen, was der Mann dafür haben will.“

„Na, fragen kannte ja, das kostet nichts.“

Peter geht in den Laden und kommt nach zwei Minuten wieder heraus — mit der Trompete sänderlich in Seidenpapier eingepackt, unterm Arm.

„Denk mal, sie kostet genau so viel, wie ich Geld bei mir hatte. Das nennt man doch Glück.“

„Und wovon kaufst du dir jetzt die Schuhe?“ Benner hat sich als erster von seinem Erstaunen erholt. „Los, marsch, wieder hinein in den Laden und die Trompete zurückgeben!“

„Aber nein! Eine Trompete ist doch viel schöner als ein Paar Schuhe. Von den Stiefeln häß' ich doch nur allein Rugen gehabt, von der Trompete haben aber alle was, die sie hören! Paßt nur auf, wie sich die anderen freuen, wenn ich, ein frisches Lied blasend, wieder bei ihnen anrude.“

„Tuut... Tuut...“ Was? Der Dampfer tutet schon zur Abfahrt?

Ist das schon so spät? Also schnell zurück zum Schiff, sonst fährt es ohne uns ab. Wir rennen zurück. Peter, so schnell es seine kaputtten Latscher erlauben, hinterher.

Die andern machen große Augen als Peter mit der Trompete ankommt. Aber er winkt ihnen begütigend zu: „Einen Augenblick!“ Er besuchet seine Lippen, setzt die Trompete mit einer schwungvollen Bewegung an den Mund, bläst die Bäden auf und pustet bruchlein kein Ton. Nanu? Man muß wohl noch fester blasen. Peter pumpt sich so voll Luft, daß er ganz blau im Gesicht wird. So, jetzt... Puh... ein schauerliches Gefächze... Wir halten uns die Ohren zu.

Peter macht ein enttäuschtes Gesicht. „Das Trompetenblasen muß scheinbar gelernt sein.“

Und er entzieht sich der Strafpredigt, die Fred, unser Aeltester, sich anschickt, über ihn ergehen zu lassen, indem er den Schiffsmast hinaufklettert und sich oben hinsetzt und übt. Wie Aufgebrüll schallt es von den Ufern zurück, und die Leute auf den Schiffen, die uns entgegenkommen, sehen erstaunt hinüber.

Das Vitamin A.

Der chemischen Forschung ist in den letzten Jahren die Entdeckung einer Reihe lebenswichtiger Stoffe gelungen, die unter dem Namen Vitamine und Hormone allgemein bekannt geworden sind. Soeben konnte Professor von Euler, der deutsche Chemiker, der seit Jahren an der Universität in Stockholm die erfolgreichsten biochemischen Untersuchungen ausführt und dafür bereits durch den Nobelpreis ausgezeichnet wurde, im Harnack-Haus zu Berlin-Dahlem über eine neue Entdeckung berichten. Man wußte längst, daß Wachstum hervorgerufen wird durch ein Sekret der sogenannten Thymusdrüse, das Vitamin A enthält. Fehlt dieser Stoff, so unterbleibt jedes Wachstum. Man weiß ferner schon lange, daß derselbe Stoff in der Leber vieler Fische enthalten ist, und gebrauchte Lebertran als wirksamstes Medikament, um solche Schwächezustände zu überwinden. Euler und Karrer beobachteten nun die überraschende Tatsache, daß viele Tiere, besonders Fische und Vögel, imstande sind, das Karotin, einen roten Farbstoff, der in den Rüben, in vielen Gräsern und in den Algen vorkommt, in einen gelben Stoff überzuführen und in der Leber zu speichern.

Dieser Stoff ist das Vitamin A. Es konnte in absoluter Reinheit und in einer noch nie erreichten Wirksamkeit aus den erwähnten Organen gewonnen und in seiner Zusammensetzung völlig aufgeklärt werden. Dabei ergab sich aber auch eine andere wichtige Erkenntnis. Das Vitamin A ist in seiner Zusammensetzung kaum verschieden von dem Hormon der Schilddrüse, dessen Fehlen, wie man weiß, Erscheinungen hervorruft, die zu nervösen Zuständen und zur sogenannten Basedowschen Krankheit führen.

Euler und Karrer haben mit ihrer Entdeckung zwei wichtige Fragen geklärt, die den Arzt und die Allgemeinheit in gleicher Weise interessieren. Ein Körper, der nicht imstande ist, Karotin in Vitamin A überzuführen, muß diesen Stoff in fertiger Form zugeführt erhalten, wenn nicht das Wachstum beendet sein soll. Ferner ist mit der Isolierung dieses Vitamins endlich auch die Möglichkeit gegeben, die für so viele Menschen oft unüberwindliche Abneigung gegen Lebertranuren zu umgehen und dem geschwächten Organismus in wirksamster Weise zu Hilfe zu kommen. Von diesen zunächst interessierenden Ergebnissen abgesehen, liegt der Hauptwert der Entdeckung aber darin, daß nunmehr ein sicherer Weg vorgezeichnet ist, der zur Erforschung der erwähnten Krankheiten ihrer Ursachen und ihrer Bekämpfung führen kann.

In italienischen Familien ist es nicht ungewöhnlich, die Kinder durch ihre Namen zu numerieren; das älteste Kind heißt dann Primo oder Prima, das zweite Secondo oder Seconda, Terzo, Quarto, Quinto, Sesto, Settimo, Ottavo, Nono, Decimo, bei den Mädchen endigen diese Namen immer auf a. Der berühmte Boxer Primo Carnera hat zum Beispiel seinen Vornamen auf diese Weise bekommen. Er ist der älteste Sohn, während sein jüngerer Bruder Secondo heißt.

Kahlköpfigkeit kommt in den Städten häufiger vor als auf dem Lande und unter Kopfarbeitern mehr als bei Handarbeitern.

Ein **Uebermaß an Humor** wird von einem amerikanischen Gelehrten als Verfallszeichen bezeichnet; er sieht in dem übertriebenen Humor des Amerikaners ein Symptom der Dekadenz.

Das **Empire State Building** hat sieben- undsechzig Fahrstühle bei 108 Stock über der Erde und zwei unterirdisch.

Wie die **alten Germanen** an eine Roggenmahlmehl glaubten, findet man bei den Peruanern eine Mais- und eine Kartoffelmutter. Die Germanen fürchteten auch den Roggenwolf sehr, der sich bei Wind einstellte und die Halme knickte, während die Bilmes- oder Bilwischsnitter als kleine Tensel durch das Getreide wanderten und mittels kleiner, an den Haken befestigter Stacheln die besten Halme heraus schnitten.

Der **größte aller Papageien** ist der Eulenspapagei oder Kakapa. Gleich den Eulen hat er ungewöhnliche weiße Federn, die eine Art Schleier bilden. Der Schnabel ist von borstigen Federn teilweise verdeckt. Der Eulenspapagei lebt auf Neu-Seeland, und zwar nur auf der Südseite in abgelegenen Gebieten.

Die **längste Hängebrücke**. Die neue George-Washington-Brücke über den Hudsonfluß, die vom oberen Manhattan nach Fort Lee in New-Jersey führt, wurde von dem Gouverneur von New York und New Jersey dieser Tage eröffnet. Gegen 30.000 Personen wohnten der Feierlichkeit bei. Die ersten, die die Brücke von der New-Yorker Seite her überquerten, waren zwei Schuljungen auf Rollschuhen, während von der New-Jersey-Seite her ein Ehepaar mit einem Baby im Kinderwagen den Zug führte. Die neue Brücke ist die längste Hängebrücke der Welt; die Länge des Hauptbogens beträgt 1125 Meter, der Fahrweg liegt 80 Meter über dem Fluß. Die Tragepfeiler steigen mehr als 200 Meter über das Wasser empor. Die Brücke kann jährlich von 30 Millionen Fahrzeugen benutzt werden. Sie ist in viereinhalb Jahren mit einem Kostenaufwand von 60 Millionen Dollar gebaut worden, der bis zum Jahre 1950 durch die Abgaben abgedeckt sein soll. Die Brücke ist so konstruiert, daß sie mit einem Dach versehen werden kann, wenn sich das Bedürfnis dafür herausstellen sollte.

Ältere Semester. „Studiert denn Ihr Sohn immer noch?“ „Ja, wohl, er wird nämlich Arzt, und da bleibt er lieber etwas länger auf der Universität, weil die Patienten zu älteren Herren mehr Vertrauen haben.“

Werthers Leiden. „Kann ich mir von deinem Sohne ein Buch ausborgen — Werthers Leiden?“ — „Was heißt: werd er's Leiden? Es wird ihm eine Ehre sein!“

Der Weg zum Star. Was ist denn Ihr Bräutigam?“ — „Er spielt in einem Tonfilm.“ — „So und was für eine Rolle?“ — „In der großen Hauptrolle im letzten Akt spielt er die sich nähernden Schritte.“

Rißherbstanden. „Kurt, sage mir, bin ich die einzige?“ — „Bitte, frage mich nicht, ob du die einzige Frau bist, die ich je geliebt habe! Du weißt, daß du es bist!“ — „Ich wollte fragen, ob ich die einzige bin, die dich haben wollte!“

Höhere Gewalt. „Wissen Sie nicht, daß diese Straße für den Autoverkehr gesperrt ist? Sie müssen umkehren.“ — „Ach, Herr Wachtmeister, lassen Sie mich dieses eine Mal noch weiterfahren ich kann noch nicht den Wagen wenden.“

Näherliegend. „Wozu die Gelehrten bloß immer wieder die Experimente machen, die das Ziel haben, auf einen andern Stern zu gelangen?“ — „Man will doch einmal Klarheit haben, ob der Mensch auch auf einem andern Planeten existieren kann!“ — „Soll lieber erstmal festgestellt werden, wie man auf unfernt Planeten existieren kann.“

Verhört. Klein Frimchen wird von ihrer älteren, heiratungsstüchtigen Schwester gefragt, welches Lied in der Kirche gesungen wurde. Sie antwortet: „Großer Gott, verlobe mich!“

Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Schwarz, Pöchlitz Nr. 65 bei Tetsch-Schönan.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 66.

Von Alois Steffan, Jägerndorf.

Schwarz: Kc6; Dd3; Tc2, h8; Bc3, d6, e7 (7).



Weiß: Kh4; Dh3; Th2; Lb6, e8; Sc3, g4; Bf2, g2, g5, h6 (11).

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an oben genannte Adresse einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 63: Tc2-g5!

Wichtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Walter Ludwig, Nobel Franz, Edmund Ferdinand, Michel Rudolf, alle Kvitau; Boyer Otto, Saag; Wewerka Ernst, Aussia; Deutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Dinnelber Emil, Tetschen; Kühnel Anton, Schönfeld; Trübsch Gustav und Oual Adolf, Wistertshan; Albert Rudolf, Prosseditz; Seilmacher Artur, Pöchlitz; Ulrich Richard, Gdrcan; Münnich Heinrich, Jwoikau; Altschmied Josef, Neuhof; Swoboda Josef, Neuhof.

Richtigstellung. In Nr. 64 steht auf g2 ein w. B., da sonst nach Sa6-e5 eine Nebenlösung vorhanden ist.

Weiteres.

Im Eifer. In einem Sauerländer Landstädtchen eiferte der gestrenge Herr Kaplan in der Predigt gegen die Oberflächlichkeit und den Leichtsinns ungerer Jugend. Das machte er wörtlich so: „... Und wie ist's beim Peiraten? Oberflächlich, leichtsinnig! Ihr schaut vorher nur auf das hübsche Gesichtchen, nur auf das Neukere, ihr schaut nur auf die Kleider, ich aber sage euch, ihr müßt auch schauen, was darunter ist.“

Wißt ihr schon? ...

In der Müllverwertung ist Birmingham führend. Dort wird fast kein Abfall weggeworfen; selbst Bananenschalen werden industriell verwertet, um die darin enthaltene Pottasche herauszuziehen.

Auf der einsamsten Insel der Welt, Tritan da Canha, gibt es siebenhundert Schafe, dreihundert Kinder, fünfzig Esel, etwa dreihundert Gänse und Hühner, aber keine Schweine.